

Ökumenischer Kirchentag in Vaihingen:

Stadt ohne Gott?

Was ist in Vaihingen los? Das war mein erster Gedanke, als ich mich mit dem Thema konfrontiert sah, das Sie mit gestellt haben.

Hat sich die Situation in dreizehneinhalb Jahren so verändert?

Wahrscheinlich nicht.

Und wahrscheinlich hätte ich auch vor gut 10 Jahren ähnlich fragen können, wenn ich denn überhaupt ins Fragen gekommen wäre.

Man kann ja gut immer weitermachen, ohne groß nachzudenken und darüber ins Grübeln zu kommen, was man eigentlich tut.

Insofern ist es vielleicht nicht schlecht, aus dem Abstand heraus und in einer gewissen inneren Distanz zu den Lebensäußerungen der Vaihinger Kirchengemeinde darüber nachzudenken, unter welchen Bedingungen wir als Christenmenschen in der Stadt leben und wirken und arbeiten.

Konkreter: Wie lebt es sich am Rand der großen Stadt? In einem riesig gewordenen Dorf? Wie lebt es sich in Stuttgart-Vaihingen? Auf den Fildern?

Wer nach längerer Zeit der Abwesenheit durch Ihre Stadt geht geht, der stellt fest: Der Steg fehlt. Die Vaihinger Fruchtsäfte. Das Schwabenbräu-Gelände. Das, was Vaihingen einmal geprägt und groß gemacht hat, ist weg. Spurlos verschwunden. Moderne Gebäude.

Einkaufszentren sind an die Stelle getreten.

Anderes ist fast unverändert geblieben: Die Stadtkirche, die Dreieinigkeitskirche. Das Gras, das Unkraut wuchert üppig. Es ist alles ein bisschen älter geworden, abgewohnter. Auch das Lutherhaus, das ich noch kenne, als es gerade neu saniert war.

Ein ganzes Wohngebiet ist entstanden. Die Universität wird immer riesiger, frisst sich in die letzten verbliebenen Obstbaumwiesen hinein. Ein bisschen traurig ist es schon.

Aber die Stadt wächst, und der Lauchhau, der einmal wie eine Insel mitten im Wald stand, ist jetzt ein Teil von Vaihingen geworden. Zugebaut und zusammengebaut.

Die evangelische Kirchengemeinde in Vaihingen befindet sich auf dem Rückzug. Rein zahlenmäßig.

Das heißt für die Verantwortlichen hier: Der Rückbau muss organisiert werden. So, wie an vielen anderen Stellen der Landeskirche.

Das bleibt nicht ohne Folgen.

Die Verunsicherung steigt. Die selbstverständliche Verankerung vor Ort wird brüchig. Es kommt in diesen Zeiten manches ins Wanken. Auch das, was unveränderlich, unverbrüchlich erschien.

Ich habe in Vaihingen eine Gemeinde kennen gelernt, die in ihrem Selbstverständnis im Grunde ein großes Dorf gewesen ist. Geprägt von den Einheimischen. Von denen, die hier schon lange wohnten oder sogar aufgewachsen sind.

Die Schulkameraden haben eine große Rolle gespielt. Sie waren das Netzwerk und das Bezugssystem, von dem auch die Kirchengemeinde profitiert hat. Man kannte sich. Mit allen Vor- und Nachteilen.

Hartnäckig haben die Vaihinger Evangelischen ihre eine Kirchengemeinde gegen die wechselnden Pfarrer und Pfarrerinnen verteidigt. Allen Versuchen und Versuchungen, den eigenen Seelsorgebereich besonders zu profilieren, haben die Verantwortungsträger/innen tapfer widerstanden.

Für die Pfarrer und Pfarrerinnen war das nicht immer leicht.

Aber unumstößlich galt: Wir sind eine Gemeinde und im Grunde brauchen wir auch nur eine Kirche. Die Stadtkirche. Die war und ist das geheime und offenbare Zentrum.

Trotzdem kann man die Stadtkirche leicht übersehen. Sie steht nicht markant auf dem Berge, sondern verliert sich ein wenig im Gewirr der kleinen Straßen. Sie strahlt noch ganz die Dörflichkeit aus, aus der sich das neue, das moderne, das städtische Vaihingen entwickelt hat.

Wer durch eine Stadt geht, verweilt bei den Gebäuden.

Aber noch viel wichtiger sind die Menschen, die in der Stadt leben:

Sie werden geboren und sterben, pflanzen und reißen aus, töten und heilen, reißen ein und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen, werfen Steine und sammeln Steine, umarmen und meiden sich, suchen und verlieren sich, behalten und werfen weg, zerreißen und nähen, schweigen und reden, lieben und hassen, verausgaben sich in den Kämpfen ihres Lebens und machen Frieden (vgl Pred 3).

Sie wohnen und arbeiten weit auseinander. Sie telefonieren und chatten. Sie haben Gemeinschaft untereinander: Im Verein, in Initiativen, in Fitness-Centern, in Selbsthilfegruppen, in Stammtischen, in Gemeinden.

Sie suchen die Einsamkeit in den Wäldern ringsum und das gesellige Leben im Waldheim. Es hat keinen Zweck, über Anonymität zu klagen oder gar in Kulturkritik oder –pessimismus zu verfallen.

Wir leben in der Stadt und entdecken, dass in der Stadt wie in einem Spiegel die chaotische Lebenswirklichkeit selbst sich bündelt.

Es gibt keine wirkliche Schönheit der Stadt, oder nur die, die sich im Vergänglichen, im Alltäglichen zeigt.

Es ist das Sichtbarmachen des Verschiedenen, all dessen, was nicht zusammengehört und nicht zusammenpasst und dennoch zusammenlebt. Es ist die Uneinheitlichkeit, die die Stadt auszeichnet. Das Chaos des Menschlichen.

Was ich jetzt geschildert habe, ist Zeichen der alten Stadt – im Schatten Kains und des Turmbaus zu Babel.

Der Hebräerbrief weiß: Hier haben wir keine bleibende Stadt.

Wir bleiben nicht; sie bleibt nicht.

Die zukünftige suchen wir.

Aber schon die alte Stadt war nicht einfach ein „Ensemble der Gottlosigkeit, sondern vielmehr schon immer Sammelort des Menschlichen“. (vgl. F.W. Marquardt, Eia, wärn wir da – eine theologische Utopie, Gütersloh, 1997, S. 249ff)

Sie steht im Zeichen Kains, des Brudermörders – er ist es ja, der die erste Stadt gründet – und damit im Zeichen dessen, den Gott dennoch leben lässt. Sie steht im Zeichen der großen Stadt und des Turmbaus zu Babel, und damit im Zeichen von Vielfalt und Unterschiedlichkeit, von Sprachverwirrung und Differenz.

Im ersten Traktat des Babylonischen Talmuds überliefern die Lehrer Israels eigens ein Gebet für den, der in eine Großstadt reist.

Die Meister lehrten: Was spreche er bei seinem Einzuge? – Möge es dein Wille sein, o Herr, mein Gott, dass du mich in diese Großstadt in Frieden hineinführst. Ist er eingezogen, so spreche er: Ich danke, dass du mich in diese Großstadt mit Frieden hineingeführt hast. – Will er hinausgehen, so spreche er: Möge es dein Wille sein, o Herr, mein Gott, dass du mich aus

dieser Großstadt in Frieden hinausführst. – Ist er hinausgegangen, so spreche er: Ich danke dir, oh Herr, mein Gott, dass du mich aus dieser Großstadt in Frieden herausgeführt hast; und wie du mich in Frieden herausgeführt hast, so leite mich in Frieden, stütze mich in Frieden und lasse mich in Frieden schreiten ... (bBer 60a, zitiert nach F.W. Marquardt, aaO, S. 249)).

So formelhaft das klingt – es beschreibt doch einen Gott gemäßen Umgang mit der Stadt. Sie muss und darf über die Menschen nicht die Macht einer Gottverlorenheit und Gottverlassenheit ausüben.

Sie lässt sich segnen, wenn man in ihr gottgesegnete Schritte tun und Tritte wagen kann. Nicht nur dem Menschen aus der Provinz, sondern dem Mensch schlechthin ist sie aber ein Abenteuer.

Schon die Überschreitung der Schwelle – an Bahnhof oder Flughafen bedarf der Anrufung Gottes.

Die Stadt kann einem Menschen offensichtlich zum gottwidrigen Geschick werden. Es besteht immer das Risiko, sich in ihr zu verfangen und zu verlieren und sich schließlich sogar von ihr überwältigen zu lassen.

Die Segenssprüche für die Begegnung mit einer Großstadt sehen diese wie einen Irrgarten des Menschlichen, in dem ein Mensch nur bewahrt wird, wenn er sich in ihrer Vielseitigkeit, in ihrer unübersehbaren Vielstrebigkeit, in ihrer zerreißenden, desorientierenden Widersprüchlichkeit und Richtungslosigkeit nicht verliert.

Die Lehrer Israels haben das, was die Stadt nicht hat und aus sich selbst heraus nicht geben kann, mit dem Wort „Frieden“ bezeichnet.

Keine Stadt ohne Raub, Einbruch, Grenzüberschreitungen, Brutalität und Gewalt. Keine Stadt ohne Betrug und private und öffentliche Gemeinheit. Keine Stadt ohne Hass, ohne Vandalismen.

Und dennoch halten sie es für möglich und für nötig, dass Gott auch an diesem Ort gesegnet wird.

Denn überall, wo Gott gesegnet wird – laut oder leise, von Vielen oder von Wenigen – hat auch ER einen Ort. Da ist er gegenwärtig, und damit herrscht eben nicht das, was unser Thema fragend formuliert: Gottlosigkeit.

Mit jedem, mit jeder, der bzw. die die Stadt segnet, kehrt der Friede Gottes ein.

Wer Gott in der Stadt segnet, der bereitet ihm dort den Weg, die Bahn.

Und das ist's wohl auch, was der Prophet Jeremia im Sinn hatte, als er an die Verbannten in Babylon schrieb: Suchet der Stadt Bestes. Denn auch dort, am fernen, am fremden Gott ist Gott und lässt sich finden.

Und deshalb kann man auch dort Häuser bauen und Gärten bepflanzen und Kinder zeugen.

Diese biblische Einsicht über die Stadt und ihre Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten berührt sich mit den Impulsen der Stadtmission im 19. Jahrhundert (F.W. Marquardt, aaO, S. 251).

Allerdings mit einer etwas anderen Zielrichtung:

Denkt die Haltung, die Gott in der Stadt segnet, vor allem daran, dass Gott auch in der Stadt, auch in der fernen Stadt wirkt, so sucht die Stadtmission die Stadt für Gott zurückzugewinnen. Sie ihrer Säkularisation, ihrer Verweltlichung und Gottverlorenheit zu entreißen.

Sie sucht die Stadtmenschen, die immer entschiedener und entschlossener Gott aus ihrer Mitte verdrängt haben, vor ihrer eigenen sozialen Härte und Kälte zu schützen:

Vor allem die gott- und herzlos der Armut und sozialen Bindungslosigkeit Überlassenen.

Die Bemühungen um die Wiedergewinnung der Stadt für Gott sind nicht besonders erfolgreich gewesen.

Die vielen Kirchengebäude, die um die Jahrhundertwende, dann aber auch vor allem in den 1960-er und 1970-er Jahren, zeugen von dem Versuch, in der Stadt Präsenz zu zeigen.

Dass wir Heutigen an der Last der Immobilien, die uns zunehmend unbeweglich macht, schwer zu leiden haben, hatte diejenigen, die Baubegeisterung und geistlichen Aufbruch in eins setzten, nicht vor Augen.

Auch hier gilt:

Welche Steine, welche Bauten! Kein Stein wird auf dem anderen bleiben - sei es nun ein Montagegemeindehaus oder ein Kirchengebäude, das keine Gemeinde mehr in sich versammelt.

II.

„Stadt ohne Gott?“ – so lautete der Titel eines berühmt gewordenen Buches von Harvey Cox, das 1966 unter dem Originaltitel „secular city“ erschien.

Im Zuge der Gott-ist-tot-Theologie und einer intensiven Auseinandersetzung mit Dietrich Bonhoeffer ist dieses Buch für sich selbst eine Zeiterscheinung. Die dort proklamierte Mündigkeit der Welt, die „ohne Gott“ auskomme, ist brüchig geworden.

Der fortschreitende Verfall von Religion ist so nicht eingetreten. Wir erleben vielmehr eine Renaissance der Religion, die auch in den Städten spürbar wird:

Nicht nur als Suchen nach religiösen Ausdrucksformen, sondern auch in einer Vielzahl von religiösen Ausprägungen.

Zunehmend wird Paulus auf dem Areopag in Athen zum Symbol für dieses Verständnis von Religion in der Stadt.

In der Auseinandersetzung mit konkurrierenden Wahrheitsansprüchen, in der Vielfalt der Angebote und Kulte, in den zweifellos fortbestehenden religiösen Mustern des Alltags wird die Sprachfähigkeit des Glaubens zu einer großen Herausforderung.

Wir können uns trösten, dass auch Paulus bei den Athenern nur bedingt erfolgreich gewesen ist.

Sind sie zunächst ganz aufmerksam, als Paulus seine Theorie vom unbekanntem Gott erläutert, so schlägt ihre Neugier in leisen Spott und offene Ablehnung um, als Paulus von der Auferstehung Christi redet.

„Davon möchten wir ein anderes Mal mehr hören...“ so der Kommentar der gebildeten Athener, der Ironie und Spott gleichermaßen transportiert.

Auch die EKD hat sich mit dem Thema „Gott in der Stadt“ beschäftigt und ist der Frage nachgegangen, wie die Verkündigung des Evangeliums unter den Bedingungen von Urbanität und Säkularisierung zu denken und zu leben sei.

Sie fordert auf, den erlebten Wandel selbstbewusst und aktiv zu gestalten. Stadtentwicklung ist eine Frage, die Kirche betrifft und Kirche beschäftigen muss.

Wo und wie leben Menschen in dieser Stadt? Wie finden sie Wohnraum und unter welchen Bedingungen?

Wie viel öffentlicher Raum steht zur Verfügung und wie können sich Menschen begegnen, treffen, grüßen, kennen?

Das sind Fragen, die uns auch als Christenmenschen beschäftigen müssen – gerade deshalb, weil wir der Stadt Bestes suchen wollen und weil wir mit unseren Angeboten und Möglichkeiten dazu helfen wollen, dass Frieden in der Stadt herrscht.

Ein Frieden, der nicht nur Abwesenheit von Gewalt ist, sondern Menschen zum Leben hilft.

Kirche ist deshalb – so die Studie der EKD – in unterschiedlicher Weise in der Stadt präsent.

Sie ist „Kirche für andere“, um die Formulierung Bonhoeffers aufzugreifen – in ihrer Hinwendung zu denen, die unter die Räder geraten sind.

Und sie ist Repräsentantin des „ganz anderen“ – mit ihren Kirchengebäuden als Orten der Liturgie, wo Räume eröffnet werden, in denen es um Gott – den ganz anderen – geht.

In Vesperkirchen kommen diese beiden Aspekte – im glücklichsten Fall – zusammen.

Diakonie und Gottesdienst, Liturgie und Dienst am Nächsten gehören zusammen.

Das sichtbar zu machen, ist Aufgabe einer Kirche in der Stadt. Damit leistet sie einen Beitrag zur Stadtkultur, zur Gestaltung des öffentlichen Raums – auch in geistiger und geistlicher Hinsicht, so dass Menschen in der Stadt mit Leib und Seele leben können.

Mich hat eine Bemerkung von Klaus Dörner, dem vielleicht profiliertesten Vertreter der Sozialpsychiatrie in Deutschland, sehr angesprochen und zum Nachdenken angeregt.

Eindrücklich beschreibt Klaus Dörner, dass fast 2000 Jahre lang Gottes- und Menschendienst eine untrennbare Einheit gebildet haben.

Seit dem 19. Jahrhundert ist da nun etwas auseinandergefallen, was im Grunde doch

zusammgehört: Die Liebe zu Gott und der Einsatz für den Nächsten. So wie es im

Doppelgebot der Liebe formuliert ist, dass es eben darauf ankommt: Gott zu lieben von

ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Gemüt und den Nächsten wie sich selbst.

„In der Professionalisierung der Diakonie hat man zunächst die Befreiung vom lästigen

„Menschendienst“ gesehen. Man konnte sich auf das Eigentliche konzentrieren. Auf den

Gottesdienst. Aber ein Gottesdienst ohne Praxis wird leer und öde. Die Reinheit Gottes, „Gott pur“ ist für die Menschen nicht aushaltbar“. Gott wurde – so Klaus Dörner – unsichtbar

gemacht, verschwand aus dem Alltag und der Lebenswelt der Menschen und wurde im

wahrsten Sinne des Wortes „hinterweltlich“. „Unter den Bedingungen des neuen Helfens“ –

so Dörner – „dreht sich die Wertschätzung der großen diakonischen Einrichtungen und deren

Professionalität um: Institutionalisierung wird abgewählt und die Hilfe soll wieder dahin

kommen, wo die Menschen wohnen und hingehören wollen. Unter diesem Aspekt nun erhält

die Kirchengemeinde einen dramatischen Standortvorteil. Denn, soziologisch gesehen, auch wenn man mit Gott nichts am Hut hätte, sind die Kirchengemeinden die einzige

flächendeckende Institution, die mit ihrem Einzugsbereich ziemlich genau dem Territorium

des dritten Sozialraums, des Wir-Raums der Nachbarschaft entsprechen. Und diese territoriale

Voraussetzung ist entscheidend für die Chance, systematisch Nachbarschaftsmentalität wach

zu küssen. Selbst die ganz und gar säkularen Kommen haben also allen Anlass, den

flächendeckenden Fortbestand dieser bürgerschaftlichen Kostbarkeit mit Zähnen und Klauen zu verteidigen und zu resozialisieren.“ (K. Dörner, Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neue Hilfesystem, Neumünster, 2010, S. 111ff)

Ich finde diese Wahrnehmung von außen interessant und frage: Wie können wir diesen Impuls aufnehmen?

Ich sehe Ansatzpunkte: Z.B. in der Weiterentwicklung der quartiersbezogenen Pflege, das PN-Projekt der Diakoniestation in Ulm. Da wird die Vernetzung mit gemeindlichen Aktivitäten bewusst gesucht.

Dasselbe gilt für die „alten“ Krankenpflegevereine, die Fördervereine für die Diakoniestation. Wird das von den Gemeinden als lästige Pflicht angesehen oder werben wir aktiv um Mitglieder und entwickeln damit die Möglichkeit nachbarschaftlicher Solidarität weiter? Denn auch daran entscheidet sich, ob wir Gott aus den Entrückungen und Entweltlichungen wieder ins Leben der Menschen bringen.

III. Eine biblische Erinnerung

Sie kennen alle die Geschichte von Jona, dem Propheten, und der großen Stadt Ninive. Ironisch wird uns Ninive vorgestellt als eine Stadt, die selbst in den Augen Gottes groß ist. Aber: es ist eine durch und durch böse Stadt.

Jona möchte, dass Ninive zerstört wird, und ist entsprechend wütend und zornig, als er sieht, dass der Weltuntergang nicht stattfindet und Ninive nicht zerstört wird.

Unter seiner Rizinusstaude sitzend, schimpft er gegen Gott.

Und jetzt endlich erfahren wir auch, warum er nach Tarsis fliehen wollte:

Ach, Herr, das ist's ja, was ich dachte, als ich noch in meinem Land war, weshalb ich eilends nach Tarsis fliehen wollte; denn ich wusste, daß du gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte bist und lässt dich des Übels gereuen.

9 Mal sagt Jona in einem Satz „ich“. Man spürt seine Kränkung, seine ganze Empörung. Sein „Ego“ ist erheblich angekratzt.

Aber nicht nur das: Die Ursache seiner Kränkung liegt auch bei Gott.

Warum?

Dazu müssen wir uns den ganzen Katalog der Eigenschaften Gottes noch einmal genauer anschauen.

Das klingt alles so bekannt, eine richtige Leier. Aber dennoch ist hier etwas anders, und das wird zum Schlüssel, um zu verstehen, worunter Jona leidet.

In 2. Mose 34, 6 oder auch in Ps 86, 15 finden wir eine ganz ähnliche Zusammenstellung der Eigenschaften Gottes:

Auch da wird Gott barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Güte und Treue genannt.

In Jonas Rede fehlt der letzte Begriff: die Treue, die Zuverlässigkeit, die Beständigkeit. Die ist ersetzt durch „und lässt dich des Bösen gereuen.“

Und genau das wird Jona zum Problem: Dass Gott wankelmütig ist, dass er Reue zeigt, dass auch Gott umkehrt und nicht tut, was er sagt. Man kann also bei Gott nicht sicher sein, ob er sich nicht doch wieder umstimmen lässt – so, dass er seinem Zorn nicht das letzte Wort lässt, sondern seinem Erbarmen.

Was heißt das für unsere Fragestellung.

Wenn Gott Ninive schont, dann wird das zur Katastrophe für Israel. Aber Gott will, dass die Menschen und Tiere in Ninive am Leben bleiben. Aller Widersprüchlichkeit und Ambivalenz ihres Tuns zum Trotz.

Das aber will Jona nicht. Deshalb will er lieber sterben als weiter leben zu müssen.

Und deshalb zieht er sich zurück. Auf einen Berg vor der Stadt.

Allerdings eine Funke Lebensfreude bleibt. Und dieser wird zum Anknüpfungspunkt für eine neue Lektion.

Jona freut sich am Rizinus, den Gott für ihn aufsprießen lässt. Er bringt ihm Schatten, er ist schön. Er freut sich sehr an diesem Gewächs.

Aber die Freude währt nicht lange.

Am nächsten Morgen bestellt Gott seinen Wurm, der die Wurzeln auffrisst, so dass die Staude verdorrt. Dazu weht noch ein Ostwind – tückisch, heiß und tödlich.

Da ist es nun wirklich genug.

Jona will sterben.

Und auf die behutsame Gegenfrage Gottes, ob er denn eigentlich ein Recht habe, so zornig zu sein über den Verlust dieser Staude, da sagt er: Ja, zu Recht zürne ich bis in den Tod.

Und da stellt ihm nun Gott eine Frage – die übrigens genau 39 Worte umfasst, ebenso viel wie Jonas Anklage gegen Gott am Anfang des Kapitels. Es ist also eine genaue Erwiderung auf die Beschwerde, die Jona führt.

Gott antwortet mit einer Frage – und damit endet das Jonabuch:

Dich reut die Staude, um die du dich nicht gemüht hast, hast sie auch nicht aufgezogen, die in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb,
und mich sollte nicht gereuen Ninive, die große Stadt, in der mehr als 120.000 Menschen leben, die rechts und links nicht unterschieden können, und viel Vieh?

Mit einer offenen Frage schließt das Buch Jona.

Was wird der Prophet antworten?

Wir wissen es nicht. Die Frage geht an uns weiter, trifft uns mitten in unserem Leben mit seinen Sorgen und Entscheidungen, seinen vielen Belastungen und Uneindeutigkeiten.

Die Frage geht an uns weiter – und fragt nach unseren Wandlungen, nach unserem Umkehren und unserer Treue.

Aber Ninive soll leben und kann leben – jedenfalls „vielleicht“. Die Welt ist nicht ohne Hoffnung und vor allem nicht rabenschwarz – nicht einmal in Ninive.

Es gibt die Möglichkeit zum Leben und zur Lebensfreude – jenseits von Weltschmerz und großer Traurigkeit über den Zustand dieser Welt und den Zustand unserer Städte.

Denn alles Leben steht unter dem großen Vorzeichen des „vielleicht“, des „wer weiß“ – und deshalb gibt es die Möglichkeit zur Umkehr und zur Veränderung.

Und dann ein zweites: Die Welt ist nicht eindeutig und unser Leben ist auch nicht eindeutig. Wir leben in Zweideutigkeiten, nicht schwarz oder weiß, sondern in vielen Grautönen abgeschattiert. 120.000 Menschen in Ninive, die nicht wissen, was rechts und links ist, und die deshalb auch immer wieder straucheln und in die Irre gehen müssen. Das ist so. Und das sieht Gott.

Jona wird am Ende der Erzählung auf eine märchenhafte, ein wenig ironische Weise überführt. Seine Trauer über den Rizinus ist echt. Für mich ist das ein Hinweis darauf, dass nur die, die das Leben lieben, auch begreifen können, warum es eine Chance für die große Stadt Ninive geben muss.

Und vielleicht gehört das zum Schwersten: sich die Lust zum Leben, die Lebensfreude nicht zerstören zu lassen.

IV. Die Utopie der Stadt

Die Stadt in ihren ganzen Uneindeutigkeiten, Zwiespältigkeiten wird dennoch in der Bibel zum Hoffnungsbild.

Deshalb wird in der Bibel von der neuen Stadt geredet, vom himmlischen Jerusalem, in dem wir Gott begegnen – von Angesicht zu Angesicht - und deshalb auch keinerlei Vermittlungsinstanzen mehr brauchen.

Der Seher von Patmos hat das neue Jerusalem als erleuchtete Stadt gesehen. Sie braucht keine Sonne, keinen Mond, denn der Glanz Gottes erleuchtet sie.

Und wenn wir auf den Propheten Hesekiel hören, dann wird die neue Stadt auch architektonisch und stadtplanerisch anders sein, neu sein: Eine wohl gefügte Stadt, in der man zusammenkommt.

Die Ströme des Paradieses durchziehen die Stadt.

Mit 12 offenen Toren – mit kostbaren Edelsteinen verziert. Das Zusammenspiel von Kunst und Natur ist überwältigend.

Die Tore sind nie geschlossen. Auch nachts nicht. Alle können, alle sollen kommen. Von allen Himmelsrichtungen.

Die Unterscheidung von Fremden und Einheimischen ist aufgehoben, und das wohl Verblüffendste: Es gibt keinen Tempel mehr.

Gott selbst wohnt bei und in den Menschen. Sie sind die lebendigen Wohnungen Gottes. Der Geist Gottes hat sich in die Herzen der Menschen eingeschrieben.

Die neue Stadt trägt einen alten Namen: Jerusalem. Diese seit Jahrtausenden umkämpfte, vielfach zerstörte, wieder aufgebaute und geteilte Stadt.

Das himmlische Jerusalem ist mit dem irdischen verbunden.

Das lehrt uns:

Die Stadt – im biblischen Sinne verstanden – ist nicht nur Werk des Menschen, seine Setzung. Sie ist immer auch Herberge des Geistes Gottes und führt uns über Verwandlungen, Abbrüche, Katastrophen, Zeiten der Gottesferne ins Neue, in die Zukunft.

Die Utopie des ausstehenden, aber näher kommenden himmlischen Jerusalems zeigt uns: „Städte sind nicht nur Orte der Zerstörung und Gewalt, sondern auch Baustellen zur Errichtung des Neuen.“

Daran erinnern wir. Dafür werben wir. Dafür setzen wir uns ein. Mit allen Gaben und Begabungen, die wir von Gott erhalten haben.

